

## AUSZUG AUS:

Eileen Heerdegen

# *M*

## *(eine Frau sucht einen Mörder)*

M war dabei, mit dem "kleinen Grauen" zu spielen. Ein einsames Was-wäre-wenn-Spiel, eine Art innerer Adventskalender. Gelegentlich brannten diese kleinen Feuer in ihrem Innersten auf, und es war spannend, eines der Türchen zu öffnen. Aber sie musste sehr vorsichtig sein, denn gleich dahinter lag der Eingang zu ihrem eigenen Dunkel. Kleine gemeine Botschaften, die sie interessiert beobachtete. Dass sie allein die Macht hatte, die andere Seite unter Verschluss zu halten, gab ihr das Gefühl von stiller Größe; eine Sicherheit, die ihr erlaubte, dem Bösen für einen ganz kleinen Moment die trügerische Hoffnung zu geben, es dürfe herauskommen.

"Weißt du eigentlich, dass es mich überhaupt nicht interessiert, was du da redest?" Ein Gefühl von angenehmer Arroganz und Überlegenheit gewann kurz gegen die Langeweile, die sie bei den Erzählungen ihrer Freundin empfand. Wie würde Marina wohl reagieren, wenn sie ihr dies jetzt, ganz kühl und unvermittelt, scharfkantig in ihren Redefluss schneidend, sagen würde? Sie versuchte, sich das Entsetzen vorzustellen, wenn die arme Marina erkannte, dass die vertraute Person, die ihr gegenüber saß, so ganz anders war als sie bisher geglaubt hatte.

Aber das kleine Grauen war ein harmloses Spiel, das selbst in einer tatsächlich ausgetragenen Partie lediglich zu Irritationen führen würde. Kein böser Geist, nur ein kleiner amüsanter Kobold. Manchmal musste sie sich richtig zusammenreißen, bei seinen Späßen nicht laut herauszulachen. So wie kürzlich, als sie mit ihrer neuen

Vermieterin im Flur dieser wunderschönen Wohnung stand, die sie unbedingt haben wollte. Sie hatte ihre Chancen gleich erkannt. – Nachdem sowohl das leicht nach Alkohol riechende Pärchen als auch die Familie mit dem unangenehm vorlauten Halbwüchsigen als erledigt betrachtet werden konnten, stand nur noch ein Mitbewerber zwischen ihr und dem phantastischen Eichen-Parkett. Sie war nicht nur eine gute Psychologin, sondern auch eine wahrhaft begnadete Schauspielerin (es war nur zutiefst bedauerlich, dass der Einsatz dieses Talents so unbemerkt blieb, ja bleiben musste!), und so konnte sie auch diese letzte Hürde elegant und leichtfüßig nehmen. Es gelang ihr, die plumpe, geschmacklos gekleidete und zudem äußerst unattraktive Wohnungsbesitzerin in ein scheinbar freundschaftliches Gespräch zu verwickeln. Geduldig hörte sie sich das oberflächliche Gerede an, das sich in schnellen Schritten von unzuverlässigen Handwerkern über nachlässige Putzfrauen bis zum "einmaligen Club-Urlaub in der Karibik!" auf einer gedachten Zumutbarkeits-Skala rapide in den roten Bereich bewegte. Doch ihre Geduld würde belohnt werden, und so plazierte und dosierte sie ihre kleinen zustimmenden Antworten sparsam und geschickt, während sie im Geiste schon die großzügigen Räume einrichtete. Sie blickte kurz hoch: Ja, ihre innere Überlegenheit ließ durchaus ein kleines Spielchen zu. "Sie sind ekelerregend hässlich!" – was würde die dumme Nuss wohl tun? Jetzt hieß es aber wirklich, vorsichtig zu sein. Das silbrig schimmernde helle Blau, hoch aufgetragen bis zu den fast weißen Augenbrauen, verlieh dem teigigen Gesicht etwas Karnevalistisches. M stellte sich vor, ihre Gesprächspartnerin hätte sich morgens statt eines Lidschattenpuders einen großen, stinkenden Fisch über die Augen gezogen. Doch bevor ihr befreiendes Lachen nach Außen dringen konnte, unterschrieb sie schnell den Mietvertrag. Alles war gut.

Warum, um Gottes Willen, hatte sie sich bloß den überbackenen Blattspinat bestellt? Sie gab sich wirklich Mühe, versuchte, gelassen zu bleiben. Sie hätte doch lieber Salat nehmen sollen, aber ihre Zähne waren in letzter Zeit so empfindlich, dass sie die kühlen, harten Paprikastreifen eigentlich nur noch mit den Schneidezähnen

zerbeißen konnte. Sie sah zu Marina hinüber, die ohne jedes Anzeichen von Furcht große Stücke eines Schinkenbrotes verschlang. Für einen winzig kleinen Augenblick verlor M jedes Selbstvertrauen. Dann begann sie sehr sorgfältig, die unangenehmen langen Spinatstreifen in ungefährliche Stückchen zu zerteilen. Doch sie war schon zu aufgereggt – ein winziger, aber festhaftender Käse-Ziehfaden war noch deutlich in ihrem Hals zu spüren. Während Marina offenbar nichts bemerkt hatte und redete und redete, hatte sie das Gefühl, an einem Nebenschauplatz mit dem Tode zu ringen. Sie hatte sich das oft ausgemalt, wie es wohl sein musste, dieses unendlich hilflose letzte Gefühl, wenn man plötzlich so ganz mit sich allein war. Sie hoffte inständig, dann möglichst schnell das Bewusstsein zu verlieren.

Sie versuchte, sich zu konzentrieren und ihre Atmung wieder unter Kontrolle zu bringen. Alles um sie herum sah so normal aus. Sie redete sich ein, die Tatsache, dass alle anderen keinerlei Anzeichen einer Beunruhigung zeigten, könne ihr Sterben verhindern. Sie nahm ein Stück Brot und merkte, wie ihre Aufregung langsam verschwand. Ihr Hals war wieder frei. Doch die Angst war jetzt da, und nach einigen weiteren Bissen war M viel zu erschöpft, um weiterzukämpfen. Kalte Fußspitzen und die unangenehme Leichtigkeit ihrer Beine signalisierten ihr, dass Blutdruck und Zuckerwerte sanken. Ein Glas Sekt würde ihr nicht nur gut tun, es war unverzichtbar, wollte sie nicht riskieren, dass sich ihr Zustand durch heraneilende Depressionen verschlimmerte.

Als sie ihre Bestellung aufgab, bemerkte sie einen etwa vierzigjährigen Mann. Die Tatsache, dass er allein am Tisch saß, setzte bei ihr fast routinemäßig das kleine Detektivprogramm in Gang. Es stand kein zweites Gedeck auf dem Tisch, es war also zwar nicht ausgeschlossen, wohl aber sehr unwahrscheinlich, dass er in Begleitung war. (Theoretisch hätte es natürlich sein können, dass eine eventuell vorhandene zweite Person weder etwas gegessen noch getrunken hatte und sich zur Zeit auf der Toilette, beim Zigarettenautomaten im Keller oder am Telefon hinter der Theke befand. Aber das schloss M einfach mal aus - intuitiv und aus Erfahrung.) Er ging also allein in eine Gaststätte. War es ein Zufall, eine einmalige Sache?

War er vielleicht sogar verabredet gewesen und versetzt worden? Lebte er überhaupt hier, in diesem Stadtteil, in dieser Stadt? (Es gab erstaunlicherweise sehr viel mehr Touristen in Hamburg als man glauben mochte.) M entschied sich für die Variante, dass er noch nicht allzulange hier lebte, dass er einsam war und gewohnt, allein Lokale zu besuchen.

"Naaa, Emmi - der gefällt dir wohl..." Blöde Kuh! Sie konnte es nicht leiden, wenn Marina sie Emmi nannte, und dann noch so laut, dass es jeder hören konnte. Glücklicherweise kam in diesem Moment der Sekt. Eine von Marinas hervorstechendsten Negativ-Eigenschaften war ihre unglaubliche Gier. Sobald sie etwas sah, was ihr gefiel, musste sie es auf jeden Fall und sofort auch haben. "Ich bekomme auch so einen". Widerlich. Konnte sie nicht einfach "ich hätte gern..." oder so etwas sagen? Dieser fordernde Ton – aber M. hatte eigentlich gar keine Lust, sich in Abneigungs-Phantasien gegen Marina hineinzusteigern. Offenbar (Gott sei Dank!) hatte die wenigstens ihre Frage vergessen. M war sich ziemlich sicher, dass Marina anderenfalls ihre Frage so oft und so laut wiederholt hätte, bis es noch zwei Straßen weiter jeder gehört hätte. Bei diesem Gedanken wurde ihr ganz heiß; sie konnte nur beten, dass sie nicht wirklich rot geworden war. Vorsichtshalber tat sie schnell, als ob sie etwas in ihrer Tasche suchen müsste; eine kleine Schonzeit, die ihr erlaubte, wieder ruhig zu werden. "Ich muss gleich los, das Rotkehlchen wartet". Es hatte wirklich ganz beiläufig geklungen – sie konnte mal wieder stolz auf sich sein. Ohne noch einmal zu dem Mann hinüberzusehen (es wäre zu gefährlich gewesen, schließlich konnte sie nicht sicher sein, ob er nicht vielleicht doch etwas bemerkt hatte; und sie wollte auf gar keinen Fall interessiert wirken), verabschiedete sie sich und ging.

Das Rotkehlchen wimmerte schon hinter der Tür, als sie den Hausflur betrat. "Na, mein alter Rächer...Dummchen, geh doch mal von der Tür weg!" Jedes Mal die gleiche rührende Szene. Robin, das Riesensbaby, hieß mit vollem Namen Robin Hood und war ein außergewöhnlich hochbeiniger und über die Maßen stämmiger Rottweiler.

Er stammte aus einer Zuchtfolge mit R, seine armen Brüder und Schwestern hatten das traurige Schicksal, mit Namen wie "Rio", "Rex" oder "Ragna" herumlaufen zu müssen. Obwohl es ganz und gar eindeutig M's Hund war, hatte es über den Namen in ihrer Familie heftige Diskussionen gegeben. Ihre Schwester wollte ihn "Ron" nennen (wahrscheinlich gab es irgendeinen Serienstar dieses Namens), ihr Vater, der behauptete, Rottweiler seien tiergewordene Nazis, war für "Rudolf" und ihre Mutter hatte allen Ernstes "Rüdi" vorgeschlagen. Irgendwie kannte sie einen "ganz, ganz netten Mann", der auch "Rüdi" hieß. Doch Robin hieß Robin Hood, seit der Minute, in der er geboren wurde. Als M ihn das erste Mal sah, wusste sie, dass er für sie bestimmt war. M suchte einen Beschützer, und er war mit Abstand der Größte aus dem Wurf. Dass er möglicherweise auch der dämlichste war, merkte sie erst später. Aber wirklich wichtig war ohnehin nur der Eindruck, den er machte. Dass hinter seiner martialischen Kampfhund-Fassade ein zartes Vögelchen hockte, war nicht offensichtlich und deshalb besonders angenehm. Für einen sanften Rächer wie ihn war Robin Hood der einzig angemessene Name.

Der einsame Lokalbesucher ging ihr nicht aus dem Kopf. Er hatte diesen hinreißend tragischen Blick gehabt, der ihr Herz tief berührte.

## 2.Kapitel

"Dr. Prenzlau wartet schon sehnsüchtig auf Sie". Eigentlich hätte das eine ganz normale Information sein können, doch der bewusst vorwurfsvolle Ton, dazu der äußerst unelegant gemachte Versuch, auffällig unauffällig auf die Uhr zu sehen, ließen bei M leichte Mordgelüste aufkeimen. "Guten Morgen, Fräulein Zapatek". M wusste, dass sie diese Unperson, die tatsächlich darauf bestand, "Fräulein" genannt zu werden, und ansonsten bemüht war, den Empfangsbereich zu einem Vorhof der Hölle zu machen, am meisten ärgern konnte, wenn sie Unempfindlichkeit vortäuschte und

stolze Überheblichkeit zur Schau trug. Es gefiel ihr, das Fräulein in der trügerischen Sicherheit zu belassen, dass M sich nicht für sie interessiere. Es verlieh ihr Größe, dass sie entscheiden würde, wann der Zeitpunkt der Rache gekommen war.

Eigentlich war es überflüssig, ihre Wichtigkeit durch ständige (ungestrafte!) Verspätungen zu untermauern. Genauso gut hätte sie 50 Mal pro Tag sagen können: Sehen Sie, Fräulein Zapatek, ärgern Sie sich bitte, Fräulein Zapatek – ich habe es geschafft!" Hatte sie das wirklich nötig? Insofern war ihr Verhalten fast ein wenig peinlich, geradezu selbst-demütigend. Sie war heilfroh, dass Fräulein Zapatek niemals in der Lage sein würde, ihre Gedanken zu erkennen.

"Schön, dass Sie da sind." Die aufrichtige Freundlichkeit, mit der "Prenzel" (dieser peinliche Spitzname war nicht ihre Idee gewesen!) sie empfing, ließ das leichte Unwohlsein, das sich mit der offensichtlichen Missachtung durch Fräulein Zapatek doch wieder eingeschlichen hatte, schnell verschwinden. "Darf ich Ihnen Herrn Opitz vorstellen." Opitz? Der Name kam ihr bekannt vor, sie konnte ihm aber spontan weder eine Gelegenheit noch eine Person zuordnen. Der massige Mensch im aufdringlich teuren Outfit war ihr jedenfalls sofort unsympathisch. Protzige Uhr, dicker Siegelring, aufdringliche Sonnenbank-Bräune - er war das Klischee eines Angebers und Widerlings. Das rote Gesicht war vollständig mit einem schweißigen Film überzogen; auch der Haaransatz und die leicht lockigen dunklen Strähnen, die für den Schnitt viel zu lang auf den Hemdkragen hingen, waren nass und wirkten geradezu klebrig. M überlegte, wie sie es vermeiden konnte, seine garantiert verschwitzte Hand zu ergreifen. Forsch streckte sie ihren rechten Arm aus, während sie gleichzeitig mit der Linken die kleine Schneekugel auf Prenzels Schreibtisch mit einer unachtsam wirkenden Bewegung bedrohlich nah an den Rand des Schreibtisches schob. "Huch!" – natürlich musste sie jetzt ganz schnell mit beiden Händen zugreifen, um das zerbrechliche Objekt zu retten. Genau wie sie vorausgesehen hatte, war der Abbruch des Begrüßungsrituals so natürlich, geradezu zwingend, gewesen, dass den beiden Männern gar nicht bewusst wurde, dass kein Händeschütteln stattgefunden hatte.

Opitz setzte sich wieder; M hatte gewonnen. Ja, sie war gut – wieder war ein kleines Kunststückchen gelungen!

"Frau Opitz ist verschwunden - ich möchte Sie bitten, sich darum zu kümmern." M nickte zustimmend in Richtung ihres Chefs und während sie sich anschließend mit professionell-mitleidsvollem Blick zu ihrem Kunden drehte, dachte sie über die Tatsache nach, dass dieser extrem unappetitliche Mensch anscheinend eine Frau hatte. Bei der Vorstellung, dass diese mit ihrem Mann doch sicher, zumindest hin und wieder, "die Ehe vollzogen" hatte, verspürte sie eine Übelkeit.

Selbst seine Stimme klang fett und wulstig, als er ein wenig lustlos auf M's Routinefragen antwortete. Hausfrau war die gute Frau Opitz also, 53 Jahre alt und noch gesichtslos, da ihr Mann kein Foto dabei hatte. Irgendwelche Probleme? "Wir sind vermögend – sie hat überhaupt keinen Grund, sich umzubringen." M war etwas erstaunt über diese Antwort; außerdem hätte sie beim Anblick ihres Gegenübers mindestens einen Grund für Selbstmord nennen können. "Wie kommen Sie auf Suizid? Ist Ihre Frau depressiv?" - "Ach was! ich meine nur...weil...also früher, naja, da hat sie mal mit'm Messer an ihren Armen rumgeritzt. Aber das war auch nur ein Trick. Damit ich sie heirate. Hab' ich aber erst später rausgekriegt." Dieser Mann war wirklich schwer erträglich. M überlegte, ob er möglicherweise nicht nur die Ursache sondern der Initiator des Verschwindens seiner Frau war. "Ist Ihre Ehe nicht glücklich?" Diese vielleicht etwas intime, aber ansonsten harmlose Frage verstärkte sein Schwitzen. "Was heißt denn 'glücklich' nach 25 Jahren? Außerdem, was wollen Sie eigentlich damit sagen? Glauben Sie vielleicht, dass ich sie umgebracht habe? Ich kann auch wieder gehen. Es reicht mir, dass die Bullen schon so dämliche Fragen gestellt haben!"

"Aber Herr Opitz, Sie haben Frau Mellenberg völlig missverstanden." M fand, dass Dr. Prenzlau eine Spur zu devot war. Sie ärgerte sich über Opitz' zufriedenen Blick, der diese Erklärung offenbar als Entschuldigung aufgefasst hatte. Prenzel war wirklich ein netter Mensch, aber unglaublich geldgierig; und die Gefahr, einen offenbar sehr zahlungskräftigen Kunden wieder zu verlieren, schien ihm

wohl so drohend, dass der souveräne Dr. jur. blitzschnell zum etwas zu freundlichen Verkäufer mutierte. M kannte das, aber in diesem Fall berührte es sie besonders unangenehm. Es gab nicht den geringsten Anlass für Erklärungen oder gar Entschuldigungen. Sie musste sich nicht dafür rechtfertigen, dass sie ihre Arbeit ernst nahm! Aber für Dr. Prenzlau zählte nur das Geschäft. Während er aus den Tiefen seines geschmacklosen Palisander-Chefschreibisches Cognac und Gläser herauszog, breitete er seine Ansichten über Pflicht und Aufgaben eines guten Detektivs vor seinem tropfenden Mandanten aus. "...und unsere Frau Mellenberg ist wirklich ein Profi." Es war entwürdigend. M würde lange brauchen, um diese Ausdrucksweise ihres Chefs zu vergessen. Verzeihen konnte und würde sie nie etwas. Sie war schon froh, wenn eine Verletzung durch den Zeitabstand, dessen Dauer vom Grad der Beleidigung abhing, weniger Schmerzen verursachte. Manchmal hätte sie gern etwas vergessen; es war anstrengend, mit aufeinander gestapelten Negativ-Erinnerungen zu leben.

M fiel es schwer, sich wieder auf den Fall zu konzentrieren. Opitz (sein arrogant-zufrieden-feister Gesichtsausdruck war kaum zu ertragen) behauptete, seine Frau seit mehreren Tagen nicht gesehen zu haben. Das war angeblich nicht ungewöhnlich. Er verbrachte die meiste Zeit nicht in der gemeinsamen Hamburger Wohnung, sondern im Landhaus auf Eiderstedt. Dort betrieb er eine Hundezucht. Königspudel. Sie hatte es geahnt.

Als M über die Straße ging, war plötzlich wieder dieser innere Zwang da, das andere Spiel zu spielen. Das Spiel hatte keinen Namen – vielleicht hätte man es "gutes Omen" nennen können. Sie musste jedenfalls unbedingt den Fußweg erreicht haben, bevor ein vorbeifahrendes Auto auf gleicher Höhe war. Das bedeutete dann, dass sie im Leben niemals überfahren werden würde. Sie musste blitzschnell überlegen, ob es der richtige Zeitpunkt war, denn wenn sie das Spiel zu spät begann, hatte sie keine Chance, es zu gewinnen. Bisher hatte sie immer Glück gehabt – so oft, wie sie schon nicht überfahren werden würde, hätte es für mehrere Leute ge-

reicht. Doch sie misstraute ihrem selbstgewählten Orakel, testete das Schicksal wieder und wieder.

Kaum gerettet auf der anderen Straßenseite, musste irgend so ein Idiot ihr diesen Moment stiller Zufriedenheit schon wieder zerstören. "Still loving you", dröhnte es aus dem vorbeifahrenden Auto. Schon war wieder diese Wattewolke da; keine rosarote, sondern eindeutig eine von denen, die ein heftiges Gewitter ankündigen. Eine von denen, die einem die Luft zum Atmen nehmen, den kalten Schweiß ausbrechen lassen.

Sie konnte jetzt unmöglich nach der Hausnummer des momentan halbierten Ehepaares Opitz suchen. Sie hätte nach Hause gehen können – es war nicht weit –, aber da wartete Robin und hatte ein Recht darauf, dass sie sich mit ihm beschäftigte. Also ging sie in den kleinen Tabakladen, kaufte sich eine völlig überbewertete Flasche Sekt und marschierte anschließend in die Tiefgarage, um sich dort in ihr Auto einzuschließen.

Diese Tiefgarage war ihr eigentlich nicht geheuer, aber es war ein guter Platz, um mit ihren Gedanken allein sein zu können. Mit ihren Erinnerungen an den verlorenen Prinzen. Ihr ganz privater Schluchz-Film, dessen erste Fragmente und Standbilder nun wie eine Vorschau abliefen. Ein erster vorsichtiger Blick, unsichere, herantastende Gespräche. Betont belanglos, fragend, hoffend, verwirrt. Kleine, für Außenstehende völlig unbemerkbare, doch für sie selbst umso deutlichere Zeichen leise wachsender Vertrautheit. Vielleicht ein nur um Zentimeter verringerter Abstand zueinander, vielleicht ein Lächeln, das eine winzige Spur ernster war, um noch als nur freundlich gelten zu können. Die Bilderfolge gewann an Tempo, so wie auch die Zeichen immer deutlicher geworden waren. M. fror, genau wie damals, als er ihr wortlos, und mit einer sie noch heute erstaunenden Selbstverständlichkeit, seine Jacke über die Schultern gelegt hatte.

M. nahm einen Schluck aus der Flasche und zündete sich eine Zigarette an. Eigentlich hatte sie sich geschworen, in ihrem neuen

Auto nicht zu rauchen, aber es gab einfach Momente, in denen Zigaretten unverzichtbar waren.

Die Jacke war ganz warm von seinem Körper gewesen, und jetzt noch konnte sie den Ledergeruch deutlich spüren. Sie waren so unglaublich jung gewesen damals. Die Welt hätte leicht und frisch sein können, so wie die Sommertage mit den Freunden am Elbstrand. Doch selbst diese trägen Stunden waren in Wirklichkeit sehr anstrengend gewesen, angefüllt mit Unklarheiten, Fragen und Zweifeln. Es war unendlich schwer, erwachsen zu werden.

An jenem 2. Juni (oder war's der 3.? Verdammt – sie hatte sich das nie merken können) hatte M Fakten schaffen wollen, eine Flasche Erdbeersekt von Aldi war ihr zur Stützung ihres Vorhabens geeignet erschienen. Aber war es nicht immer so gewesen, dass genau die Dinge, die sie mit aufgeregt ungeduldigem Willen unbedingt hatte durchsetzen wollen, sich von ihr entfernten, je fester sie nach ihnen zu greifen versuchte? Und M hatte den Sekt, den sie zur Kühlung ins Elbwasser gelegt hatte, später sogar komplett vergessen. Denn der so heiß ersehnte Prinz war schlicht und einfach nicht gekommen. M hatte ihre Enttäuschung nur schwer verbergen können, aber schon immer hatte sie ungern etwas von sich preisgegeben und deshalb nicht einmal nach ihm gefragt. Aber schon ihre Gedanken waren ihr so laut und auffällig erschienen, dass sie sich schließlich entschlossen hatte, besonders fröhlich zu wirken, damit um Gottes willen niemand in sie hineinsehen konnte.

Jetzt konnte M wieder die Aufregung spüren, die sie damals empfunden hatte, als der Prinz schließlich doch noch kam. Selbst hier in dieser stockdunklen, eiskalten Tiefgarage spürte sie eine aufkommende Scham über die Röte, die ihr nach all der Zeit immer noch und wieder bei diesen Gedanken ins Gesicht schoss. Es war eine echte Meisterleistung gewesen, wie sie es damals geschafft hatte, den Prinzen in eine belanglose Plauderei zu verwickeln. Sie hatte geredet und geredet und gehofft, damit die Zeit aufhalten zu können.

Schon damals hatte M schöne Momente schwer genießen können.

Sie wollte es nicht, aber auf dem Höhepunkt des Glücks musste sie sich einfach schon vorstellen, wie es wohl wäre, wenn alles vorbei war. Ob Weihnachten oder Geburtstag oder Beginn der großen Ferien, immer war dieser kleine Teufel anwesend, der mahnend darauf hinwies, dass dieser schöne Augenblick schon der Beginn des Endes war. Und mit der Liebe war es am Allerschlimmsten. Es war tragisch, aber zwangsläufig – der aufregendste Moment jeder Beziehung bestand in diesem Bruchteil einer Sekunde, in dem zwei Menschen wissen, dass sie sich gleich zum ersten Mal küssen werden.

Aber damals, an diesem 2. oder 3. Juni, hatte M die deutliche Vorahnung der Tragödie leugnen wollen. Also plapperte und plapperte sie und das Schicksal hatte es gut mit ihr gemeint. Einer nach dem anderen war gegangen, nur der Prinz hatte ganz selbstverständlich weiter neben ihr gesessen. Sie hatte es wirklich geschickt inszeniert, sich wieder an den Erdbeersekt erinnert, und sogar daran gedacht, vorsichtshalber ihre Armbanduhr zu verstecken. Für diesen einen Tag nur hatte die Welt stehen bleiben sollen. Es musste unbedingt egal sein, ob er noch etwas vorhatte, ob sie noch andere Dinge zu erledigen hatte, ob es zu dämmern begann, ob ein kalter Wind vom Fluss kam oder ob es regnete. Wichtig war nur, dass ER blieb. Dass dieser Augenblick noch nicht Vergangenheit war. Und dann hatte M sogar einen Moment lang geglaubt, für sie und den Prinzen werde es nie eine Vergangenheitsform geben.

Sie hatte nun schon die 10. Zigarette in ihrem nikotinfreien Auto geraucht, und fragte sich, ob es nicht vielleicht hochgefährlich war, in einer Tiefgarage zu rauchen. Aber sie konnte jetzt unmöglich schon die Gegenwart betreten, sie mochte IHN nicht so schnell wieder verlieren. Sie wollte sich noch einmal an jede Kleinigkeit erinnern: An die Nusstorte, die er ihr gekauft hatte, nachdem sie – eigentlich nur ganz nebenbei – erwähnt hatte, wie sehr sie Nusstorte liebt; an die Tage, an denen sie im strömenden Regen in irgendwelchen Buswartehäuschen saßen und hunderte von Bussen vorbeifahren ließen, weil sie unmöglich voneinander lassen konnten, und an all

die Pläne, die nie Wirklichkeit werden konnten.

Aber das, was sie wirklich an ihm geliebt hatte, immer noch liebte und für alle Zeiten lieben würde, waren nicht die Momente gemeinsamer Freude gewesen, nicht der Spaß, nicht das überwältigende Glück, sondern die kleinen Augenblicke, in denen er sie an seiner Verzweiflung teilhaben ließ. Er hatte keine braunen Augen gehabt, aber er hatte sie manchmal angesehen, als habe er welche, mit diesem ernsthaft traurigen und etwas unsicheren Blick, der sie Zeit ihres Lebens dazu bringen würde, sich jedem Mann vor die Füße zu werfen, der so gucken konnte.

Irgendwann hatte es dann plötzlich andere Zeichen gegeben. Winzig kleine Signale nur, aber M hatte sie zu deuten gewusst. Nicht erwiderte Liebe war eine entsetzliche Peinlichkeit, das hatte sie sich ersparen wollen. Niemals hätte sie es ertragen, die Gnadenlosigkeit eines Abschieds zu erleben. Also war sie gegangen. Ohne Abschied. Und der Prinz hatte keine Fragen gestellt.

Aber das, was ihr zunächst tröstlich erschienen war, hatte sich in den Jahren zum Trauma entwickelt. Gelegentlich durchblätterte sie sogar die Todesanzeigen, voller Furcht, sie könnte ihn dort finden, sie müsste doch eine Gewissheit ertragen. Vielleicht wäre diese Sicherheit ihre Rettung gewesen, denn so war es nur aus, aber nicht wirklich vorbei, und deshalb würde sie nie ernsthaft etwas Neues beginnen können.

Irgendwann tauchte er immer wieder in ihr auf. Er bereitete heftige Schmerzen, der Prinz war das Alien und sie Lieutenant Ripley, die das Ungeheuer in ihrem Bauch mit zur Erde zurück nehmen musste. Aber M hatte akzeptiert, dass dies der Preis war, den sie zahlen musste, wenn sie ihn nicht wirklich und endgültig verlieren wollte.

Nur einmal hatte sie ihn noch wieder gesehen, viele Jahre später und nur ganz zufällig, auf der Straße vor dem Haus ihrer Eltern. Sie hatten sich sogar eine Weile unterhalten, und sie hatte sich sie ganze Zeit gewünscht, ihn wenigstens ein Mal noch urmarmen zu können. Aber sie hatten sich nicht einmal die Hand gegeben.

Nur zum Abschied hatte er sie noch einmal SO angesehen, und seither fühlte sie eine gewisse Genugtuung, dass sie vielleicht wenigstens immer noch einen Schmerz miteinander teilten.

Manchmal hatte M das Gefühl, Ihr Innerstes sei ein gnadenloser Kitsch-Roman. Wenn sie sich ernsthaft analysierte, musste sie zugeben, dass sie eine Gefühls-Terroristin war. Fanatisch auf der Suche nach dem Einzigartigen. Ihre Freundinnen und Kolleginnen heirateten einfach nette Männer und lebten ein zufriedenes Leben. War auch der Prinz einfach ein netter Mann? Ein Häuschen am Stadtrand, Elternabende und Camping-Urlaub. Wollte sie ihn wirklich wiederhaben, um dieses Mittelmaß erleben zu müssen?

M wusste, warum diese leichenblassen Mädchen am Hauptbahnhof nicht therapiert werden konnten. Ein Junkie braucht den Kick. Süchtige sind Suchende. Ihr Feind ist die Gleichförmigkeit, sie wollen sich spüren. Im höchsten Glück und in der tiefsten Verzweiflung.

Nun war wieder die Zeit gekommen, wo ihre Gefühlslage begann, ihr peinlich zu werden. Es war der Moment, in dem man aus der schützenden Dunkelheit eines Kinos in das schneidend helle Licht des Foyers trat und plötzlich vollkommen nackt dastand. Gerade bei traurigen Filmen gab es einen geheimen Belauerungszustand zwischen den "Neuen", den Wartenden und den schon wieder gehenden Besuchern, die das Kunststück vollbringen müssen, sich vor aller Augen innerhalb von Sekundenbruchteilen zusammenzureißen und die Realität wieder zu betreten. M hatte noch nie erlebt, dass in diesen Situationen gelacht wurde, es war eher eine stumme Betretenheit, die beim Zusammenprall von Erwartungsvollen und Wimperntusche-Verschmierten beide Seiten belastete.

Noch viel schlimmer war es für M, wenn es ihr mit sich selbst passierte. Angesichts der fremden Kinobesucher konnte man hoffen, diese nie wieder zu sehen. Sie jedoch konnte sich nicht entkommen.

Aber natürlich schaffte sie auch diesmal den inneren Themenwechsel, und als sie später im Park das sabberklebrige Robin-

Bällchen zum achtundneunzigtausendsten Mal geworfen hatte, war das Leben längst zurückgekehrt.

### 3. Kapitel

Wieder einmal hatte sie den Wecker überhört und damit eigentlich bereits den ganzen Tag abgeschossen. Normalerweise tastete sie sich mit halbgeschlossenen Augen in die Küche, wo die programmierbare Kaffeemaschine bereits ihr Werk vollendet hatte. Genoss den Duft, nahm sich einen großen Becher und einen Riegel Kinderschokolade und taumelte zurück in ihr Bett, das ihr in diesen Stunden der begehrenswerteste Ort der Welt schien. Wenn Robin nicht ohnehin die Nacht mit unter ihrer Decke verbracht hatte – es war etwas unergründbar, nach welchen Kriterien er sich wann und für welchen Schlafplatz entschied – kam er spätestens jetzt mit einem Riesen-Satz zu ihr.

Die zarte Süße, die das Schokostückchen in ihrem Mund dem starken Kaffee verlieh, füllte die ganze morgendliche M mit satter Zufriedenheit. Eine ganze Stunde konnte sie nun langsam wach werden, und die aufdringliche Zuneigung des großen schweren Hundes, der eigentlich immer etwas ungünstig auf einem ihrer Körperteile lag, störte nicht, sondern gehörte zum wirklichen Glücklichein.

Heute aber eben nicht. Während M im Badezimmer zu erfrieren glaubte, hasste sie sich für ihre Neigung, bis spät in die Nacht Liebesfilme auf Video zu sehen. Filme, die sie schon in- und auswendig kannte, die aber gerade deshalb die einzige Chance zu bieten schienen, M in den Schlaf zu langweilen. Nur geschah das immer erst recht spät, denn sie konnte nicht anders – jedes mal auf's Neue fieberte sie dem Punkt entgegen, wo die Liebenden endlich durch alle Missverständnisse, gegenseitige Verletzungen und Intrigen Dritter zueinander fanden. Erst den Abspann verschlief sie dann tatsächlich.

M. konzentrierte die ganze zu spät erwachte morgendliche Geiztheit auf ihre Zähne. Wenn sie bedachte, wieviel Mühe und Sorgfalt sie auf deren Pflege verwandte und wie schlecht es ihr gedankt wurde, fiel es ihr leicht zu verzweifeln. Das Zahnfleisch war hochempfindlich und oft entzündet. Jetzt waren sie wieder präsent, die kleinen Sesselchen mit den schwarzen und weißen Plastikbezügen mit 50er-Jahre-Muster. Abwaschbar, penetrante Gerüche verströmend und kalt, ein Kinderstühlchen-Abbild der gesamten Praxis der Frau Dr. med. dent. Hammer. M erinnerte sich an ein Lied, in dem Kinderhöllen besungen wurden, und genau das war eine dieser Höllen gewesen. Wie oft hatte sie in diesem mörderischen, offenbar unglaublich haltbaren Plastik-Chic auf eine dieser Schein-Hinrichtungen warten müssen. Und dann hatte sie die kurze Zeit, die ihr zwischen dem Besteigen des Folterstuhls und dem Beginn der Handlungen blieb, genutzt, ihre kleinen "was-wäre-wenn"-Spiele zu spielen. Frau Dr. Hammers Praxis war selbstverständlich nicht mit einer dieser modernen Liegen ausgestattet gewesen, sondern ein monströser, gerader Stuhl zwang zur aufrechten Haltung. Das bot dem Delinquenten Gelegenheit, durch das Stores-verhangene Fenster einen wehmütigen Blick auf das Leben zu werfen. In diesen Momenten hatte M jeden Passanten glühend beneidet, der dort unbehelligt seiner Wege gehen konnte und nichts von dem Schicksal des kleinen Mädchen diesseits der trennenden Scheibe ahnte. Doch sie hatte schon damals versucht, auch dem Grauen nützliche Erkenntnisse abzugewinnen und es dadurch aushaltbarer zu machen. Wäre sie wirklich gern der Mann dort draußen gewesen, der im schäbigen Tweed-Mantel vorbeischlurfte? Oder die Frau mit dem großen Strauß roter Gladiolen, oder der Junge auf dem etwas verbogenen Kinderfahrrad? Wo fuhr er hin? Was würde ihn hinter der nächsten Straßenecke erwarten, wieviele seiner Träume waren wohl schon zerstört worden? Und wäre M wirklich glücklicher, dort draußen, wenn sie nicht mehr M wäre?

M war M geblieben, aber ihre Oralphobie (sie war sehr erstaunt gewesen, zu hören, dass ihre Angst einen wissenschaftlichen Namen trug) leider auch. Noch jetzt reduzierte sich die hochmütig uner-

schrockene Detektivin im Dentisten-Stuhl auf ein höchstens sechsjähriges Nervenbündel, und nur ihr grenzenloser Stolz hatte sie bisher davor bewahrt, die Zahnarzthelferin vielleicht tatsächlich zu bitten, ihr die Hand zu halten.

Aber all das war vergessen, als sie mit Robin den Park betrat. Während der Rächer der Enterbten freudig-erregt vor ihr hertänzelte, in lefzentriender Erwartung des quietschgrünen Bällchens, genoss sie die ersten entspannten Minuten dieses Tages. Um diese Zeit gab es noch keine Mittagspausen-Würstchen verzehrenden Menschen auf den Bänken, bei denen sie dann genötigt war, sich für Robins aufdringliches Verhalten zu entschuldigen. Dabei war er nicht einmal wirklich aufdringlich; schließlich hatte er gelernt, sich brav hinzusetzen, und mit stummer Leidensmine auf Futter zu warten. Doch die Mehrheit der Mittagspausierenden fühlte sich ganz offenbar nicht wohl, wenn ein großer schwarzer Hund höchst aufmerksam jeden Bissen verfolgend vor ihnen saß, von den anschließend klebrig eingespeichelten Schuhen ganz zu schweigen. M hasste diese anschließenden Entschuldigungsarien – zumal wenn die Angesprochenen dies auch noch zum Anlass nahmen, ihr belästigerweise Philosophien über rücksichtslose Hundehalter und deren minderwertige Tölen nahezubringen – und wünschte sich in diesen Momenten nichts sehnlicher, als Robin wenigstens für ein paar Sekunden gegen ein Watschelkleinkind mit Bonbon-versifften Fingerchen austauschen zu können. Aber an diesem Morgen gab es keinen Grund für solche Wünsche. Auch die Betrunkenen schliefen längst ihren Rausch aus – es gab nichts als Zuversicht und Hoffnung auf einen Neubeginn.

"Schönes Fräulein, darf ich's wagen?" M war zu Tode erschrocken, obwohl sie doch genau wusste, wer da plötzlich hinter ihr stand. Aber sie hatte ihn nicht rechtzeitig bemerkt, und das war ein Fehler, den sie sich nicht verzeihen konnte, den sie sich nicht verzeihen durfte. Wieder einmal hatte sie das Gefühl, dass ihre naive Bereitschaft zur Freude, ihr kindlicher Wunsch, den Geruch von regenfrischer Erde, den Anblick von turtelnden Enten und spielen-

den Hunden oder das Glücksgefühl, das sie empfand, wenn sich nach langem Frost der erste kleine Krokus zaghaft durch den Boden bohrte, allzu unvorsichtig als gutes Omen zu deuten, ihr große Schwierigkeiten bereiten könnten. Sie war einen Moment lang nicht zum Sprung bereit gewesen, eine trügerische Hoffnung hatte sie alle Gefahren vergessen lassen.

Thomas, "der schöne Tom" aber fand es offenbar sehr lustig, die misstrauische Kriminalistin überlistet zu haben. Mit einem betont gelassenen "bin weder Fräulein, weder schön" spielte sie ihre Rolle in diesem Ritual und hoffte inständig, dass Tom ihr nun den Gefallen tun würde, darauf genau das zu antworten, was sie jetzt brauchte. Oh ja, auf ihn war doch immer Verlass, und während er sie mit artigen Komplimenten – es gab einfach keinen passenderen Ausdruck für seine gespreizten Höflichkeiten – über ihre körperlichen Vorzüge erfreute, dachte sie einmal mehr, wie angenehm es doch war, diese Männerfreundlichkeit einfach genießen zu können, ohne auch nur eine Sekunde an tragische Trennungen denken zu müssen. Es gab schließlich kein Ende ohne Anfang. Tom war stockschwul und liebte Frauen auf genau die Art und Weise, wie sie geliebt werden möchten. Dies war eine der wenigen Sicherheiten in M's Leben.

Sie konnte sich noch genau an ihre erste Begegnung erinnern, als er, als "der Neue" ohnehin misstrauisch beäugt, auch noch ausgezogen in Uniform in der Theatergruppe erschien. Groß, gut gebaut, und wie aus einem Village-People-Video entstieg. Während alles gluckste und giggelte – ein so offensichtlich schwuler Polizist schien den meisten wohl das Komik-Highlight ihres Tages – und Thomas schlagfertig und selbstbewusst die Lächerlichkeit beendete, hatte M als einzige den leichten Anflug von Tragik bemerkt.

Ihr Gefühl für ihn konnte sie eigentlich nur noch mit ihrer grenzenlosen Liebe zu Robin vergleichen, und sie hoffte inständig, dass keiner von beiden ihr diesen Vergleich je übelnehmen könnte.

Marina war immer ein wenig eifersüchtig auf ihre enge, vertraute Beziehung zu Tom gewesen, und bezeichnete sie beide als Hanni und Nanni. Und das war in Ms Augen so ziemlich das intelligenteste, was sie je von Marina gehört hatte.

Thomas war über die verschwundene Frau Opitz informiert, konnte aber auch nichts Näheres dazu sagen. Ihm konnte sie nichts vormachen, er wusste natürlich, dass sie sofort versucht gewesen war, in dem unappetitlichen Ehemann einen Mörder zu wittern. Er selbst neigte mehr der Ansicht zu, dass Karla Opitz weder Mann noch Königspudel – Tom wusste aber auch immer 100%ig, womit er M eine kleine Freude bereiten konnte – länger hatte ertragen können und sich schlicht und einfach aus dem Staub gemacht hatte. Der junge Liebhaber aber, mit dem sie sich möglicherweise schon auf einer mondänen Schiffspassage nach Argentinien befand, entsprang eindeutig vor allem Toms Phantasie und Wünschen. Aber es war wenigstens lustig.

Sie würde später ohnehin beim grauslichsten aller Ehemänner vorbeischaun, vielleicht gab's doch etwas, dass die Polizei übersehen hatte.

#### 4. Kapitel

M hatte sich entschlossen, Robin zur Begleitung mitzunehmen, und überhaupt wollte sie ab sofort auch wieder ihr Büro mit ihm teilen. Elke Schneider konnte ihr mal den Puckel runterrutschen, die saß schließlich in einem weit entfernten Zimmer, und ob sie tatsächlich an einer Allergie gegen Hundehaare litt, hatte M von Anfang an bezweifelt. Doch das betonte, und in Ms Augen und Ohren absolut künstliche Husteln der Kollegin hatte sie irgendwann an den Rand des Wahnsinns getrieben, und obwohl Elke nicht den geringsten Grund hatte, überhaupt ihr Büro zu betreten, hatte M schnell, sicher viel zu schnell, aufgegeben. Und seither war sie eine dieser berufstätigen Mütter, denen das schlechte Gewissen zur hässlichen

Vertrautheit geworden war und die bei keinem Anlass den Blick von der Uhr lassen konnten, um nur nicht die Schließzeit des Kindergartens zu verpassen. Und während zumindest einige Mitmenschen für den Kindergarten noch Verständnisreste aufzubringen vermochten, gehörte noch mehr Mut dazu, sich bei wichtigen Terminen mit der Begründung zu verabschieden, dem Hund könne anderenfalls die Blase platzen. Warum tat sie sich das an? Um ihre Ruhe zu haben? Hatte sie dabei etwas gefunden, dass auch nur im Mindesten an Ruhe erinnern konnte?

Vor der Haustür, hinter der bis vor Kurzem auch Karla Opitz beheimatet gewesen war, wurde M schlagartig bewusst, welche Erinnerung der Name in ihr hatte wecken wollen. Wie hatte sie das nur vergessen können, das Klingelschild hatte sich doch geradezu in ihr Hirn gebohrt. Dem Namen Opitz war dabei lediglich eine Statistenrolle zugefallen, nur der darüber – Jelpke – ließ sie wieder an die vielen Nächte denken, in denen sie tatsächlich gehofft hatte, diese Frau durch aus Kerzenresten gefertigte Voodoo-Puppen eliminieren zu können. Diese Person hatte es wirklich geschafft, die bis dahin gut unter Verschluss gehaltene Aggressivität und vielleicht sogar Niedertracht, die auch in M wohnte, herauszulocken. Dabei hatte M ihre Arbeit wirklich gut gemacht, und niemals auch nur den geringsten Anlass geboten, sie in dieser Weise zu behandeln. Ist der Mensch ein Dreck, wenn er sein Geld mit dem Austragen von Tageszeitungen verdient? Was zahlten die Kunden eigentlich für diesen Service, dass sie sich einen derartigen Hochmut glaubten leisten zu können? Für M war es ein guter Job gewesen, weil er ihre Vorlesungen nicht störte, obwohl er ihr Leben schon dadurch nachhaltig gestört hatte, dass er sie zu einer Zeit aus dem warmen(!), kuscheligen(!) Bett warf, zu der sie normalerweise nicht einmal beim Abspannen ihrer Einschlaf-Filme angelangt war. Sie hatte sich von Anfang an bemüht, diesen Job so ernst zu nehmen wie alles, was sie tat. Gerade weil es eine Arbeit ohne jeden Hauch gesellschaftlicher Anerkennung war, wusste sie, dass sie nur dann eine Chance hatte, nicht in Selbstmitleid zu ertrinken, wenn sie gerade dieser Tätigkeit durch bewusst erbrachte Leistung eine gewisse Zu-

friedenheit abverlangte. Aber hier wirklichen Service bieten zu wollen und nicht nach drei Wochen Selbstmord zu begehen, war nicht ganz einfach. Kunde X aus Haus Nr. 1 erwartete sein Drecksblatt (sie hatte irgendwann tatsächlich angefangen, die noch jungfräuliche Zeitung aus vollstem Herzen zu hassen) spätestens um sieben, während Nachbar Y im gleichen Haus sich jede Lieferung vor 8.30 Uhr mit Hinweis auf die schönheitsschlafende Gattin energisch verbat. In Haus Nr. 2 das gleiche Drama, und drei Straßenecken weiter wohnten offenbar die Zwillings-, Drillings- und Zehnlingsgeschwister. Alles äußerst vornehme Leute, Hanseaten von Welt, oder auch eindeutig von Halbwelt. Wie eben die Jelpke. Die hatte M zunächst verboten, bei ihr zu klingeln. Vor die Haustür legen durfte M die Zeitung aber keinesfalls, denn dann hätte die Jelpke sich ja hinunterbequemen müssen. Außerdem hatte das Haus weder Vordach noch Außenbriefkästen, und eine nasse Zeitung wollte die Jelpke schon gar nicht in ihrem Bett haben. Und so hatte dann eine nasse M solange demütig vor dem Eingang verharrt, bis irgendein mildtätiger Mensch ihr beim Verlassen des Hauses die Tür aufhielt, damit sie endlich ihre trockene Zeitung auf Jelpkes Fußmatte plazieren durfte. Erst eine dicke Erkältung hatte sie wieder zu Verstand gebracht, und die Agentur hatte es schließlich tatsächlich geschafft, der Jelpke klar zu machen, dass sie M entweder einen Schlüssel geben müsse (was sie natürlich strikt ablehnte – so einer vertraut man doch keinen Haustüschlüssel an), oder alternativ aufs Klingeln zu öffnen habe. Das immerhin tat sie dann auch, allerdings nicht, ohne M für diese Zumutung täglich aufs Neue abzustrafen. Mordlust war ein schwacher Ausdruck für das, was M bis heute empfand, wenn ihr die Erinnerung hochkam. "Bringen Sie die Zeitung gefälligst nach oben", jeden Morgen das gleiche Gekeife, kaum hatte M auch nur einen Fuß in das Marmortreppenhaus mit den großen Seitenspiegeln gesetzt.

Wie oft war sie in Versuchung gewesen, sich zu erklären, wütend darauf hinzuweisen, dass sie schließlich keine Asoziale, sondern eine hochgebildete Studentin war. Wie schlecht musste es ihr gegangen sein, dass sie ernsthaft, wenn auch nur für Sekunden, eine solche Rechtfertigung überhaupt hatte erwägen können und

damit schließlich Zeichen gesetzt hätte für eine zusätzliche Demütigung all derer, für die eine solche Tätigkeit tatsächlich einziger Ausweg war, ohne Aussicht auf Studium, Geld und Anerkennung.

Frau Bremer aus dem Nebenhaus hatte ihr damals das Leben gerettet. (Vielleicht hatte sie auch nur der Jelpke den Tod erspart.) Die zarte alte Dame mit dem ebenfalls in die Jahre gekommenen Dackel hatte sich jeden Tag herzlich bei ihr bedankt, ihr, nachdem sie damals im Regen hatte warten müssen, Hustenpastillen und eine Flasche selbstgekochten Fliederbeersaft geschenkt, und zu Weihnachten hatte M nicht nur ein liebevoll verpacktes Tütchen Kekse bekommen, sondern auch noch eine rührende Karte mit Dackelfoto, die bis heute ihren festen Platz in Ms Bücherregal hatte.

Aber in diesem Haus hier gab es keine Freundlichkeit, hier wohnten Opitz und Jelpke. Und hatte sie es nicht gewusst? Genau wie die Jelpke ihr nie den Schlüssel für den Fahrstuhl gegeben hatte, kam auch Herr Opitz nicht auf die Idee, dass es vielleicht höflicher wäre, einem Besuch den Fahrstuhl anzubieten, statt ihn bis in den vierten Stock Altbau hochkeuchen zu lassen. Auch wenn sie dieses Angebot ohnehin ausgeschlagen hätte, es wäre einfach eine Aufmerksamkeit gewesen, die ihr zustand.

Sie wäre aus alter Gewohnheit fast ein Stockwerk zu weit gelaufen, aber Robin hatte schon bemerkt, dass eine Tür geöffnet wurde. Er war so unglaublich menschenfreundlich und wirklich über jede Begegnung hocheifrig. In seiner Welt gab es nur neutrale oder freundliche Wesen, und M beneidete ihn darum. Opitz gehörte wohl eher zu den neutralen, jedenfalls bemerkte Robin sehr schnell, dass hier weder Streicheleinheiten noch Leckerlis zu erwarten waren. M hatte sich gerade entschlossen, mit einem "ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, dass ich meinen Hund..." eine gewisse Freundlichkeit aufkommen zu lassen, ließ es aber schnell bleiben, denn Opitz hatte sich längst wieder umgedreht, und der Anblick seiner schon am frühen Vormittag schweißnassen Nackenhaare ließ in ihr jeden Wunsch nach Höflichkeit jäh ersterben.

Er trug nur einen Bademantel, und sie wünschte sich inständig, die-

ser möge nicht aufklaffen, damit sie nicht auch noch den Anblick einer Opitzschen Unterhose ertragen musste. An Schlimmeres mochte sie gar nicht erst denken. Sie klammerte sich an die Vorstellung, seine Haare seien möglicherweise nicht verschwitzt, sondern nur feucht durch eine kürzlich genommene Dusche. Der Gedanke, der Mann habe sich möglicherweise bereits gewaschen, schien ihr tröstlich.

Er bat sie in die Küche, jedenfalls hätte man die Art, in der er ihr bedeutete, sie dürfe ihm folgen, mit einem Höchstmaß an Wohlwollen vielleicht als "bitten" bezeichnen können. "Haben sie keinen ihrer Hunde hier in Hamburg?", hörte sie sich sagen, während sie es krampfhaft vermied auf den Bademantel zu sehen. Das war nicht ganz einfach, denn er hatte sie nicht einmal aufgefordert, Platz zu nehmen, und so musste sie zwangsläufig und nicht nur innerlich auf ihn hinuntersehen. Deshalb stellte sie sich ein bisschen näher ans Fenster, um draußen einen geeigneteren Blickpunkt zu finden.

Sie fragte sich, was diesen Mann eigentlich dazu bewogen haben könnte, seine doch ganz offenbar ungeliebte Ehefrau mit Hilfe eines eher angesehenen und daher teuren Detektivbüros wieder in die Arme schließen zu wollen. Wollte er das wirklich? Sie sah bewusst nicht zu ihm hinüber, sein Anblick war präsent genug. Wenn er jetzt käme, seine höchstwahrscheinlich doch noch nicht geduschten Arme um sie schlänge – M bemerkte, dass Langeweile zwar Anlass, aber kein guter Ideengeber für was-wäre-wenn-Spiele war. Da beschäftigte sie sich dann doch lieber mit seinen Hunden, auch wenn er offenbar nicht die Absicht hatte, ihre Frage zu beantworten. Ihr fiel ein Erlebnis in der Mönckebergstraße ein, das lange zurück lag, ihr aber immer noch leichte Gewissensnöte bereitete. Eine Gruppe russischer Musiker hatte mit zunächst tieftraurigen und sehr zu Herzen gehenden Liedern aus ihrer Heimat ein großes Publikum angezogen. Auch M hatte nicht einfach vorbeigehen können, die Schönheit der Musik und die Professionalität der Künstler hatten sie tief beeindruckt. Es war absurd, dass diese Menschen gezwungen waren, hier auf der Straße ein paar Mark zu verdienen. Umso beeindruckender war die sichtbare Freude gewe-

sen, die die Männer an ihrer Musik empfanden. Und ganz offenbar auch an der Tatsache, dass so viele Passanten diese Freude teilten. Möglicherweise waren sie deshalb dann schnell zu fröhlichen, schwungvollen Titeln gewechselt. Auch das kam gut an, und eine junge Frau begann tatsächlich, ein wenig zu tanzen. Mit ihrem Hund. Ein weißer Königspudel, der so affig geschoren war, dass M sich sofort für seinen Anblick schämen musste. Auch noch ein Rüde – und M hatte eine tiefe Dankbarkeit darüber empfunden, dass dieses große, mit Puschelkrönchen auf dem Kopf und an den Füßen der Lächerlichkeit preisgegebene männliche Wesen sein eigenes Spiegelbild nie würde begreifen können.

Aber der Hund war so ausgelassen gewesen, so rührend in seiner tanzenden Begeisterung, dass sie sich anschließend vor allem für ihre Gedanken geschämt hatte.

Bei dem Versuch, sich wieder von diesem dunkleren Teil ihrer Seele abzuwenden, fiel ihr Blick auf einen Wandkalender, auf dem sich eindeutig in weiblicher Handschrift erstellte Eintragungen befanden. Ziemlich viele Uhrzeiten waren dort vermerkt, immer mit dem Zusatz "Z." Ein Liebhaber? Wohl eher nicht, denn selbst bei häufiger Abwesenheit des Ehemanns hielt M es für ausgeschlossen oder zumindest stark unwahrscheinlich, dass Klara Opitz eventuelle Treffen mit einem Verhältnis so offen zur Schau gestellt hätte. Außerdem sprachen die Tageszeiten dagegen. 9.30 Uhr, 11 Uhr, 16 Uhr. Eine Freundin? So oft? Nein. Aber vielleicht Frisör oder Kosmetikerin. Vielleicht hatte Frau Opitz sich Permanent-Make-up tätowieren lassen, damit die schmierigen Gattenfinger nicht sofort die Fassade zerstören konnten. Jetzt machte es wieder Spaß zu spielen.

"Wer ist Z.?" Opitz verstand ihre Frage nicht, nachdem sie ihn auf die Eintragungen hingewiesen hatte, zuckte er nur völlig interesselos mit den Schultern. "Herr Opitz, Sie müssen mich schon ein wenig unterstützen, wenn ich Ihnen helfen soll" – kühl, gelassen, professionell-energisch, so sah sie sich gern.

"Können Sie mir überhaupt helfen?" Angesichts dieser Gegenfrage fühlte M eine leichte Irritation und überlegte, ob sie vielleicht doch

besser auf die Verständnis-Mitfühl-Schiene schwenken sollte, um ihr Gegenüber zu knacken. Obwohl es ihr nach wie vor grotesk schien, bei Opitz so etwas wie Gefühle zu erwarten. Aber konnte sie sich nicht irren? War es nicht eine furchtbare Angewohnheit von ihr, Menschen so schnell zu be- und verurteilen? Vielleicht verbarg sich doch ein liebender und ob des Verschwindens seiner Frau zutiefst verstörter und aufgewühlter Ehemann hinter der unangenehmen Fassade. "Lieber Herr Opitz", hatte sie wirklich "lieber Herr Opitz" gesagt? "Ich verstehe doch, dass Sie im Moment einigermaßen durcheinander sind. Niemand weiß, was mit Ihrer Frau geschehen ist, und dass Sie diese Ungewissheit nicht aushalten können, ist doch vollkommen klar. Aber Sie lieben doch Ihre Frau, Sie möchten, dass wir sie finden, Sie möchten doch wissen, dass es ihr gut geht. Also bitte, helfen Sie mir, sie zu finden."

Während sie sprach, hatte Opitz völlig unbeeindruckt zu seiner Zeitung gegriffen – ach, ließ er sie sich nun auch liefern? – und blickte auch jetzt nicht einmal zu ihr hoch. "Passen Sie mal auf, Mädchen", sagte er nach einer ganzen Weile, und als er sie jetzt ansah, wirkte das noch unhöflicher als das vorherige demonstrative Nicht-Beachten. "Mädchen" – Sie war versucht, ihm hart, direkt und unverzüglich in die Parade zu fahren, entschied sich dann aber doch dafür, kühl und daher unangreifbar wirkend abzuwarten. "Gestern haben Sie noch versucht, mir zu unterstellen, ich hätte meine Frau ermordet, und heute kommt die Sülztour. Sie sind so'ne ganz Schlaue, oder? Ich sag' es Ihnen jetzt noch einmal: Ich habe meine Frau nicht umgebracht, ich mag sie sogar. Die Frau ist nicht leicht zu verstehen, und sie kann einem sogar gewaltig auf den Geist gehen. Aber sie ist ganz in Ordnung. Und ich will tatsächlich wissen, wo sie ist. Ich zahle Ihrem Chef ein Schweinegeld dafür, also machen Sie Ihre Arbeit!"

M blieb immer noch still und sah ihn von so weit oben herab, wie nur irgend möglich, an. Als sie 15 war, hatte ihr mal jemand erzählt, man könne Stärke demonstrieren und austesten, indem man andere möglichst lange unverwandt ansah. Sie hatte das ein paar Mal

ausprobiert, z.B. immer, wenn sie im Bus von der Schule kam und Autofahrer, die neben dem Bus an der Ampel warteten, zu ihr hochblickten. Es war leicht gewesen, auf diese Weise zu üben, denn es handelte sich schließlich um Fremde, deren Gedanken bezüglich eines aus dem Bus starrenden Mädchens ihr nicht allzuviel Kopfzerbrechen bereiten mussten.

Sie merkte, wie ihre Augen leicht schlitzförmig wurden, und musste sich ernsthaft ermahnen, das Spiel nicht zu übertreiben. Der schmale Grat zwischen Überlegenheit und Krampf durfte keinesfalls überschritten werden.

Es hatte geklappt. Opitz stand auf, verließ das Zimmer, kehrte aber sofort wieder zurück und legte ein Foto seiner Frau auf den Tisch. M bedankte sich bewusst nicht, sondern nahm das Bild mit sicherer Selbstverständlichkeit und trat wieder näher ans Fenster, um die Abbildung in Ruhe und bei gutem Licht zu betrachten. Karla Opitz hatte durchaus Ähnlichkeit mit der über ihr wohnenden Jelpke. Ob so etwas im Laufe jahrelanger Nachbarschaft abfärben konnte? Die gleichen zugeschminkten Falten, die gleichen blonden Strähnen, die Jugendlichkeit vortäuschen sollten und umso deutlicher welches Verblühen signalisierten. M fühlte Angst, den gleichen Weg gehen zu müssen. Werd' ich noch jung sein, wenn ich älter bin? – wieder so ein Lied, gar nicht so unintelligent. Wieviel Zeit blieb ihr noch, bis auch ihr Mund von kräuselnden Fältchen umgeben war, in die das Lippenrot sich langsam verflüchtigte? Nähbeutel-Mund nannte Marina diesen Verfallszustand, und M hielt das für Marinas zweite scharfsinnige Beobachtung. Sie musste unbedingt noch mehr für ihre Zähne tun, damit sie den Schwund des Kieferknochens, der gerade bei Gebisträgern unerträglich sichtbar wurde, möglichst lange hinauszögern konnte.

Doch etwas Wesentliches unterschied die Opitz von der Jelpke. Ihr fehlte dieser abgewrackte, versoffene, rauchgeschwängerte böseartige Zug, der M bezüglich der Unperson aus dem 5. Stock den Verdacht nahegelegt hatte, es könne sich nur um eine ehemalige

Straßenhure mit Hang zu Höherem handeln, die sich entschlossen hatte, alle ertragenen Verletzungen komplett nach Außen zu kehren.

Karla Opitz hingegen umwehte ein Hauch von Tragik, der sie nicht unsympathisch machte.

M ging zur Wohnungstür, aber noch hatte sie ihren Auftritt nicht vollendet. Es musste beiläufig klingen, also riss sie sich zusammen: "Mein Name ist übrigens Mellenberg. Nicht Mädchen." Opitz sah hoch und grinste. Seltsamerweise wirkte er dabei nicht einmal besonders widerlich. "Schon okay", sagte er. "Und ich weiß auch, dass Sie mir nicht die Hand geben wollen."

## 5. Kapitel

Robin war begeistert, wieder mit ihr im Büro sein zu dürfen. Er begrüßte sogar Fräulein Zapatek, obwohl diese eigentlich zum extrem neutralen Personenkreis gehörte. Das Fräulein ersparte M heute jegliche Kommunikation, konnte es aber nicht lassen, bei Robins Anblick deutlich hörbar Luft einzusaugen und dabei mal nicht auf die Uhr, sondern besorgt und mitleidig in Richtung Elke Schneiders Zimmer zu sehen.

"Ist Prenzel da?" Oh Gott, M hasste diesen Spitznamen wirklich, aber genau in dieser Situation, hier und jetzt fand er seine perfekte Berechtigung. Er wurde zum Synonym für Vertrautheit, für Kumpelhaftigkeit gewährende Anerkennung.

Und genau das spürte selbst Fräulein Zapatek. Mit entsprechend flauem Wind in den Segeln wies sie dann auch nur kühl darauf hin, dass der Chef sich noch bei einem Gerichtstermin befand.

M hatte einiges wieder gut zu machen. Wie konnte es sein, dass dieser seltsame Herr Opitz sie so durchschaut hatte? Er hatte sie überrascht, und genau das hätte ihr eigentlich nicht passieren dürfen. Ihr inneres Gleichgewicht war empfindlich gestört, und sie wusste, dass ihr das den nächsten Zug nicht gerade erleichtern würde.

Hatte ihre Intuition, auf die sie immer hatte bauen und stolz sein können, so kläglich versagt? War ihr Wunsch, sekundenschnell und höchst intelligent den Täter erkannt zu haben, so ungezügelt gewesen, dass sie derart in Gefahr geraten war, abzustürzen? Opitz hatte erstaunlich ehrlich geklungen, und die Fakten sprachen überdies für ihn. Zumindest im Moment. Warum hätte er denn ein Detektivbüro beauftragen sollen, wenn es ihm doch viel gelegener käme, einen möglichen Mord an seiner Frau zu verschleiern und ihr Auffinden einfach den Mühlen der Polizei zu überlassen?

Andererseits schien er sehr viel schlauer zu sein, als sie aufgrund des ersten Eindrucks je vermutet hätte. Sie war jedenfalls gewarnt.

Erst einmal nahm sie sich die Kosmetikinstitute vor. Der in den Mundfältchen verlaufende Lippenstift sah eindeutig nicht nach Permanent-Make-up aus, trotzdem versuchte M es zunächst hier, schon weil die Anzahl der Studios sehr überschaubar war. Fehlanzeige. Nirgends wurde eine Frau Opitz als Kundin geführt, und es gab auch keine Mitarbeiter, deren Name mit Z begann. Insgesamt erwies sich die Telefoniererei als extrem unproduktiv und zäh. Immer wieder das gleiche pieksig-schrille "Wir geben generell keine Auskunft über unsere Kunden." Da nützte es gar nichts, wenn sie geduldig erklärte, Frau Opitz werde immerhin im Auftrag ihres Ehemanns gesucht, und anbot, die Anfrage per Fax auf offiziellem Briefbogen zu schicken. Auch der Hinweis, dass eine Auskunft auch Hilfe für die Arbeit der Polizei böte, versank in abgrundtiefer Dämlichkeit. "Dann soll doch die Polizei vorbeikommen". Bäh. Sie erinnerte sich an ein ähnliches Erlebnis mit einer Dame aus der Telefonzentrale eines großen Verlagshauses, dessen Polizeireporter von ihr gelegentlich mit geschickten Infos gefüttert wurde, deren Veröffentlichung der Aufklärung eines Falles durchaus dienlich sein konnte. Damals hatte es sich um eine sehr brisante Neuigkeit gehandelt, mit der sie dem Mann eine große Freude hätte machen können. Hätte. Denn ihr Handy hatte sich totgestellt, und somit auch ihre persönlichen Telefonnummern. Doch die Redaktionszentralentussie weigerte sich, sie durchzustellen. "Wir geben keine Durchwahlnummern unserer Redakteure bekannt". Die

Durchwahl stand allerdings unter jeder Rubrik des Journalisten, denn der Mann war daran interessiert, dass man ihn PERSÖNLICH erreichen konnte! Nur hatte M natürlich gerade keine Ausgabe zur Hand gehabt, und ihr Versuch, die vernagelte Bretterwand der Dame einzutreten, hatte sich als absolut sinnlos erwiesen. "Worum geht es denn?" – "Es ist privat." – "Ach, wenn Sie den Herrn angeblich so gut kennen, dann werden Sie ja auch seine private Nummer haben." Hatte sie eigentlich versucht, zu Michael Jackson vorzudringen? Der einzige Trost, den M damals fand – schreien nützte ja nichts – war die Gewissheit über ein absolut ereignisloses Leben der Dame. Mancher trank sich das Leben schön, und der dummen Kuh war offenbar nur der Genuss geblieben, sich durch die Erhöhung von Normalmenschen zu geheimnisumwitterten V.I.Ps selbst ein Zipfelchen an Aufwertung zu erschleichen.

Letztlich hatte die Konkurrenz den Knaller landen können, doch der Triumph war M nicht recht geglückt, denn sie war sich bis heute sicher, dass die Dame nichts, aber auch gar nichts davon bemerkt hatte.

Aber die Welt war vielleicht doch nicht ganz so mies, wie M oft geneigt war, sie zu sehen. Die Leiterin des Instituts eines renommierten französischen Kosmetikunternehmens, das in unmittelbarer Nähe der Opitzschen Stadtwohnung lag, hatte selbst schon vom Verschwinden der Kundin gehört und gab bereitwillig Auskunft. Ja, Kundin. Frau Opitz war tatsächlich regelmäßig zu Verschönerungsversuchen erschienen, und – M fühlte plötzlich eine geradezu elfenhafte Leichtigkeit – es gab sogar eine Frau namens Zoe, die auch die gute Karla O. regelmäßig bedient hatte. Nur leider – doch nichts mit Elfenhaftigkeit – Zoe Schleiß (was für ein Name!) befand sich seit Monaten im Mutterschaftsurlaub.

M erbat sich trotzdem die Privatadresse. Sie wollte die Möglichkeit nicht ausschließen, dass Karla Opitz vielleicht privat die Dienste der Frau Schleiß in Anspruch genommen hatte.

Inzwischen war auch Dr. Prenzlau zurückgekehrt, und als er Robin sah, war er sofort zu ihm auf den Boden gekrabbelt. Das hatte er

schon getan, als Robin noch ein Baby war, und dann hatten der Welpen und der erfolgreiche ältere Herr sich tatsächlich unter Ms Schreibtisch um ein Bällchen gekabgelt.

M nahm es Prenzlau nicht im Mindesten übel, dass er das Rotkehlchen vor ihr begrüßte, denn genau deshalb mochte sie ihn.

Er gab ihr grünes Licht, gleich zu Frau Schleiß zu fahren, die darum gebeten hatte, M möge doch unbedingt vor sechs kommen, sie wolle ihren Ehemann nicht mit "dieser Geschichte" behelligen.

Also auf nach Eidelstedt, und – hatte sie es nicht geahnt – in ein Hochhaus.

Schleißens wohnten "nur" im 8. Stock, das hätte M auch durchaus per Treppe schaffen können. Aber das konnte sie Robin nicht antun und sie war sich nicht mehr sicher, ob es klug gewesen war, ihn auch hierher mitzunehmen. Also auf in den Fahrstuhl. Eine wenig Vertrauen einflößende, an mehreren Stellen deutlich verbeulte, über und über mit Graffiti (aber nicht mit der künstlerischen Sorte) beschmierte Tür. Das Licht im Treppenhaus funktionierte nicht, und M wünschte mit aller Inbrunst, es möge sich nicht um Vandalismus und/oder einen unfähigen und untätigen Hausmeister handeln, sondern schlicht um einen Stromausfall. Dann wäre es kein Zaudern, kein Zurückweichen gewesen, sondern nichts als verantwortungsbewusste Rücksichtnahme auf ihren Hund, dessen Rücken eindeutig keine acht Stockwerke zuzumuten waren, nur weil der Fahrstuhl nicht funktionierte. Sie würde einfach Frau Schleiß anrufen, die Situation erklären, und das Treffen auf den nächsten Tag und möglichst in einen Park verlegen. Wär' doch auch für das Kind viel schöner.

Aber die misshandelte Lift-Tür öffnete sich unerwartet schnell und ohne jedes unangenehme Geräusch, sobald M vorsichtig testend den Knopf berührt hatte. Kein Stromausfall. Aber auch kein Licht im Innern des Gehäuses. Nur die Schalter leuchteten grün und so sichtbar, dass sie als Ausrede ungeeignet waren. Wie sollte sie das nur ertragen? Was war, wenn der Fahrstuhl ebenso schlecht gewartet wurde wie die Lichtenanlage des Treppenhauses? Menschliches Versagen würde es dann heißen, und wenn der seiner immensen

Verantwortung nicht gerecht gewordene Hausmeister auch noch Trinker war – was fast eine zwangsläufige Folgerung war, denn warum sonst wurde er seiner Verantwortung nicht gerecht – würde der allzu frühe Tod von M und Robin niemals gesühnt werden.

Robin gab ein leicht gelangweiltes Seufzen von sich, und M versuchte angestrengt, in dieser aufwärts wankenden Dunkelheit das Denken möglichst komplett einzustellen. Jetzt musste sie nur noch den Moment ertragen, in dem der Fahrstuhl am Ziel wieder ein kleines Stückchen nach unten sackte, und dann war auch diese Hürde genommen.

Die Wohnungstüren lagen an einer offenen Galerie – warum sollte ihr eigentlich jemals etwas geschenkt werden – und M war froh, dass Robin diesmal nicht seiner Gewohnheit folgend darauf bestand, direkt an der Hauswand entlang zu schrammen, sondern ihr diesen Platz überließ.

Zoe Schleiß war eine wirklich hübsche Person mit großen dunklen Augen. Sie war sehr schlank, eigentlich mager (und das kurz nach der Geburt!), dabei aber erstaunlich muskulös und sehr trainiert wirkend (auch das, kurz nach einer Geburt!). Das Kind auf ihrem Arm hatte die gleichen schönen Augen, und selbst die Wohnung entsprach der hübschen Diszipliniertheit der Hausfrau.

M fragte sich, ob Frau Schleiß vielleicht die gesamte Zeit zwischen ihrem Anruf und ihrer Ankunft mit Putz- und Aufräumarbeiten verbracht hatte, entschied sich dann aber für die Variante, dass es hier wahrscheinlich immer so perfekt aussah. Zoe Schleiß würde wahrscheinlich niemals bei unangekündigt erscheinenden Besuchern einen roten Kopf bekommen müssen. Bei ihr lagen die benutzten Socken sicher in der Wäschetruhe und nicht im Flur verstreut, Gewaschenes wurde sofort gebügelt und lag nicht wochenlang auf dem Esstisch herum, und auch das Sofa war bestimmt kein Entsorgungscenter für Altpapier, sondern diente ausschließlich als freundliche Einladung an Gäste, doch gern ein bisschen länger zu verweilen.

Die Wohnung war erstaunlich gut geschnitten und nicht einmal

klein, wenigstens im Innern dieser Bauwerke hatten die Architekten offenbar gute Arbeit geleistet. Neben der üblichen, durchaus ansprechenden, aber wenig aufregenden modernen Möblierung gab es einige bemerkenswert schöne Antiquitäten. Auf dem modernen Esstisch stand ein antiker Siberleuchter, drum herum vier sehr gepflegte, möglicherweise ganz neu aufgearbeitete, Biedermeier-Stühle.

M's besondere Aufmerksamkeit aber zog der alte Rolladen-Sekretär in der Diele auf sich, denn es handelte sich fast um einen Zwilling ihres eigenen. Nur dass dieser hier noch ein perfektes, warm glänzendes Mahagony-Furnier aufwies, während sie sich ihren eigenen nur hatte leisten können, weil sein Furnier durch mehrere Schichten Ölfarbe (unter anderem grasgrün!) völlig verdorben war und sie das mühsame Abbeizen und Abschleifen selbst übernommen hatte.

"Ich will ihn verkaufen, sind Sie interessiert?" Entweder Zoe Schleiß war eine ganz besonders geschickte Geschäftsfrau oder M hatte sich doch wieder vergessen und ihren Gefühlen zu deutlich Ausdruck verliehen. Aber wie auch immer, die geforderten 6000 Mark lagen deutlich außerhalb dessen, was M sich so nebenbei zu gönnen bereit war.

Im Gegensatz zu Herrn Opitz war Frau Schleiß wirklich eine entzückende Gastgeberin. M hatte gleich zu Beginn angeboten, Robin draußen warten zu lassen, aber das wurde nicht akzeptiert, und nun schlief er gemütlich auf einem kleinen Teppich in der Diele und hatte sogar schon ein Wasserschälchen gereicht bekommen. M bekam einen Kaffee, lehnte dankend den Pflaumenkuchen ab und erkundigte sich statt dessen höflich nach dem Baby, das Zoe Schleiß trotz ihrer Geschäftigkeit immer noch auf dem Arm hielt.

Der kleine Junge hieß Torben Esra, und M fragte sich, ob man denn wirklich nichts gegen eine Nachnamensbrutalität vom Schlage Schleiß unternehmen konnte. Sie hatte in frühen Jugendzeiten eine Freundin namens Anke Saumann gehabt, die ständig davon sprach, gleich nach Erreichen der Volljährigkeit eine Namensänderung zu beantragen. Ob dies geschehen war, wusste M nicht,

aber angeblich war es problemlos und nicht einmal kostspielig, zumindest, wenn man sich darauf beschränkte, lediglich einen Buchstaben zu verändern oder einfach zu entfernen. Anke Saumanns persönlicher Traum jedenfalls war es gewesen, sich später einmal mit einem wohlklingenden Namen wie Sanmann oder auch Samann schmücken zu dürfen.

Aber galt das auch für Schleiß? Wo konnte man hier denn überhaupt korrigierend eingreifen? Schmeiß? Schweiß? Schleim? Das I zu entfernen, verbot sich von selbst, also Schließ? Schluß? Schleiß wäre vielleicht akzeptabel gewesen.

Aber Torben E. Schleiß und seine Mutter saßen ihr schließlich (vielleicht Schließ?) nicht gegenüber, um über ihren Familiennamen zu debattieren.

M war froh, den Fahrstuhl so mutig gemeistert zu haben, denn Zoe Schleiß war tatsächlich regelmäßig bei Karla Opitz erschienen, um sie in deren eigener Wohnung privat zu behandeln. Sie hatte damit schon vor Längerem, also noch während der Zeit ihrer Anstellung im Institut, begonnen, es angeblich aber nicht für Geld getan, sondern lediglich hin und wieder freiwillige Geschenke dafür erhalten. M schloss nicht aus, dass es sich hierbei nur um eine Schutzbehauptung handelte, denn schließlich hätte es sich im Fall einer Entlohnung nicht nur um Steuerbetrug gehandelt; Zoe Schleißens Arbeitgeberin wäre sicher auch nicht erfreut gewesen, eine gute Kundin an das Privatportemonnaie ihrer Mitarbeiterin zu verlieren.

Zoe hatte schon am Telefon ehrlich erschüttert geklungen, als M ihr den Anlass des geplanten Besuches geschildert hatte. Auch jetzt wirkte sie sehr besorgt, und es klang glaubhaft, als sie sagte, Frau Opitz sei eine wirkliche Freundin für sie.

Nur in einem hatte M Pech. Wenn Frau Schleiß sie nicht belog, dann konnte das Z im Kalender unmöglich für Zoe stehen. Torben Esra hatte nämlich seit Wochen gekränkelt, und in dieser Zeit war seine Mutter nicht bei Frau Opitz erschienen.

## 6. Kapitel

Nach der anfänglichen Euphorie fühlte M wieder eine nutzlose Unzufriedenheit. Die täglichen Fälle waren dramatisch uninteressant, und für Herrn Opitz hatte sie tatsächlich bisher nichts tun können. Es hätte gut getan, Thomas um Rat zu fragen, aber Tom war auf einem Lehrgang, der ihm den letzten Schliff verleihen sollte, den er für seinen Aufstieg in die mittlere Laufbahn angeblich noch brauchte. Er war so glücklich, es tatsächlich vom zwar überall beliebten – den schönen Tom kannte wirklich jeder in der Gegend –, aber doch nicht wirklich seinen Fähigkeiten entsprechend eingesetzten Streifenbeamten zur Kripo geschafft zu haben. Doch zur Zeit fehlte M sogar die Energie, sich so richtig mit dem Freund freuen zu können. Insofern war es wahrscheinlich gar nicht so schlecht, dass er weit genug entfernt war, ihr lahmes Mitgefühl nicht spüren zu müssen.

Sie musste sich wieder einmal eingestehen, dass sie es nie gut verstanden hatte, Freundschaften zu pflegen. Als es den Prinzen noch gab, war er ihr Alles gewesen, und mehr als genug. Durch ihn hatte sie die Zeit der händchenhaltenden Mädchenfreundschaften verpasst und hatte später mühsam lernen müssen, dass Freundschaft nicht immer alle und höchste Ansprüche befriedigen kann und muss. Aber war das wirklich so? War der Wunsch, mit wirklichen Freunden in eine Richtung denken zu können, wirklich unrealistisch? Sie war niemals "Everybody's Darling" gewesen, nie das "Sonny-girl", falls es diese weibliche Variante überhaupt gab, sondern sie wirkte in starkem Maß polarisierend. In oberflächlichen Bekanntschaften galt sie generell als beliebt, doch bei intensiveren Kontakten schnell als schwierig. Zumindest bei denen, die ihre manchmal anstrengenden Ideen nicht teilen mochten. Andere wiederum schätzten sie genau für diese Eigenschaften – einfach egal war sie wahrscheinlich kaum jemandem. Vielleicht war es genau das, wonach sie strebte, bot ihr diese Kompliziertheit doch die Möglichkeit aufzufallen, ohne sich dabei anpassen zu müssen. Sie mutete ihrer Umgebung einiges zu, wollte immer sicher sein, trotzdem – und mit der Steigerungsform gerade deshalb – geliebt zu werden. Sie gab

es nicht gern zu (einem anderen als sich selbst gab sie es ohnehin nicht preis), aber sie war in starkem Maße abhängig von der Meinung, die andere sich über sie gebildet hatten. Selbst wenn diese ihr völlig gleichgültig waren, vielleicht sogar zuwider, wünschte sie sich sehnlichst deren Anerkennung, und sei es nur, um die ihr entgegengebrachte Zuneigung hochmütig zurückweisen zu können.

Wer war Z.? Hatte Zoe Schleiß sie belogen? M musste es wissen und verabredete sich mit ihr in einem Café. Baby Torben E. war wieder mit von der Partie, aber die dünne Kosmetikerin wirkte eine Spur nervöser als bei ihrem ersten Treffen. Hatte sie zunächst offen und auskunftsfreudig gewirkt, war sie nun deutlich verschlossen und ließ sich selbst unwichtige Details quälend langsam von M aus der Nase ziehen. Sie trank ausschließlich Kamillentee, gab zur Begründung ein Magenproblem an und verschwand dann auch bald auf der Toilette. Baby Torben Esra hatte sie M einfach in den Arm gedrückt. Der hübsche Kleine begann ziemlich schnell zu quengeln, und da M nicht die geringste Erfahrung im Beruhigen von brüllenden Kleinstkindern besaß, stellte sie sich mit dem Baby im Arm dicht an die große Schaufensterscheibe, in der Hoffnung, das Kind mit dem bunten Straßentreiben noch rechtzeitig ablenken zu können.

Ein alter Mann blieb stehen, klopfte an die Scheibe, schnitt Grimassen und machte dem Baby Zeichen, bis es tatsächlich zu lachen begann. Bevor er weiterging, warf er M einen zustimmend komplizenhaften Blick zu, und eine Sekunde lang hatte sie fast geglaubt, zurücklächeln zu können. Aber genau in dieser Sekunde wurde sie sich der Verantwortung bewusst, die sie übernommen hatte. Nein, Verantwortung war banal in diesem Zusammenhang, es handelte sich eindeutig um Macht. Glück und Unglück dieses Kindes lagen jetzt nur in ihrer Hand. Sie konnte zur Herrin über Leben und Tod werden, einfach so. Es würde nicht einmal Mühe machen. Sie verabscheute Gewalt, und doch merkte sie, gerade jetzt in dieser so besonders friedlichen Situation, wie sehr auch dieses Element zu ihr gehörte, wie sehr sie jeden Tag darum kämpfen musste, es nicht zum Vorschein kommen zu lassen.

War das der Unterschied zwischen Gut und Böse? Die kurze Distanz zwischen dunklen Träumen und bewusstem Handeln? Was-wäre-wenn die erlernte Vorsicht versagte? Wenn sie das Baby, statt es mütterlich zu halten, plötzlich fallen ließe? Wenn sie noch einen Schritt weiter ging und es bewusst auf den Steinfußboden oder durch die große Glasscheibe schmetterte? Wenn sie die Macht des Augenblicks missbrauchte und sich einmal, ein einziges Mal nur, für das Böse entschied?

Es war nur ein kleiner Gedanke gewesen, aber sie merkte, wie er an ihr zu zerren begann. Warum nicht? Tu's doch! Sie hielt das Kind noch ein wenig fester, aber sie würde den Druck nur ein bisschen verringern müssen; den Druck ihrer Hände, die das Baby hielten, aber auch den Druck ihres Verantwortungsbewusstseins. Es waren nicht einmal Sekunden, die sie nun vom tatsächlichen Grauen entfernten.

Ein totes Kind, eine verzweifelte Mutter. Sie sah es sich tun, das Kind auf dem Boden liegen, seltsam verrenkt. Schreie der Anwesenden, vielleicht zunächst nur erschrocken, zumindest solange man an ein unbewusstes Versehen glauben würde. Dann Entsetzen über ihre Tat; man würde versuchen, sie fest zu halten, sie würde sich losreißen müssen, laufen, ein Versteck suchen. Ein Hinterhofeingang ein paar Häuser weiter kam ihr in den Sinn – vielleicht wäre dort hinter den Mülltonnen ein geeignetes Versteck, aus dem sie die vorbeirasenden blaulichtzuckenden Martinshörner verzweifelt beobachten könnte.

Mit einem winzigen Nachgeben könnte sie Sicherheiten zerstören. Ein einziger Moment, und die Jägerin würde zur Gejagten.

Sie war froh, dass Torben Esra Schleiß nichts von der Gefahr ahnte, in der er für entscheidende Momente geschwebt hatte, und als die Dünne endlich zurückkehrte, war M längst wieder die freundlich insistierende Detektivin.

Vielleicht war Zoe einfach nur erschöpft von ihren Magenschmerzen und konnte M deshalb nicht mehr standhalten.

Vielleicht aber hatte sie auch das Bedürfnis, sich einem so freundlich wirkenden Menschen, wie M es war, anzuvertrauen. Jedenfalls gab es nun doch noch Neuigkeiten. Die Antiquitäten in der Hochhaus-Wohnung waren allesamt Geschenke von Karla Opitz. Ein bisschen viel Großzügigkeit für ein paar Gesichtsbildungen. Dem Argument konnte sich auch Zoe Schleiß nicht entziehen. Sie erzählte eine tragische Geschichte, die für Ms Geschmack viel zu sehr an einen Groschenroman erinnerte, als dass sie hätte glaubhaft wirken können.

Da gab es den spiel- und eifersüchtigen Herrn Schleiß, der seine hübsche Gattin ständig im Bett eines anderen wähnte und der seine Verzweiflung, Zoe schon aufgrund seiner Arbeitszeiten nicht permanent kontrollieren zu können, mit dem Familieneinkommen in Automaten verschiedenster Bauart verdaddelte. Gezwungen durch die sich anbahnende Finanzmisere hatte Zoe begonnen, Kundinnen ihres Instituts privat abzuwerben und nach Feierabend oder am Wochenende auf eigene Rechnung zu arbeiten. Die Damen, die sie betreute, verfügten alle über viel Geld und ebenso viele verschönerungswillige und -bedürftige Freundinnen. Zoe war freundlich und schnell beliebt, bot gute Arbeit und kam ins Haus, ein Umstand, der die Damen offenbar besonders bestach. Kurzum, ihre Geschäftsidee hatte sich als äußerst lukrativ erwiesen. So hatte sie nach und nach, meist auf Ratenbasis, die Wohnung ausstatten und verschönern können, ohne darauf warten zu müssen, dass Herr Schleiß eines Tages vielleicht doch einmal den Jackpot gewann. Doch Herr Schleiß hatte wenig Dankbarkeit gezeigt, und die ständige Aushäusigkeit seiner Frau hatte schließlich zu immer offeneren Differenzen geführt. Er hatte Zoe nie geschlagen, aber sie immer häufiger regelrechten Verhören unterzogen. Sein Misstrauen war täglich angewachsen, und zu den Verdächtigungen bezüglich angeblicher Liebhaber kam nun auch noch grenzenlose Wut auf "die reichen Weiber", die aus seiner freundlichen, sich mit ihm begnügenden Frau angeblich eine verwöhnte Zicke hatten werden lassen, die nach Dingen strebte, die er ihr nicht mehr bieten konnte.

Und dann gab es da Karla Opitz, die ihr einziges Kind, ein Mädchen, tot zur Welt gebracht hatte, und nun in der kleinen Kosmetikerin einen lang ersehnten Ersatz sah. Ihre eigene Ehe war wohl nie glücklich gewesen (aha!), und dank einer offenbar vorhandenen Sensibilität hatte sie auch schnell das Unglück ihrer jungen Dienstleisterin erkannt. Die Behandlungsstunden häuften sich und waren, wohl für beide, zu einer Art Gesprächstherapie geworden. Nachdem immer deutlicher wurde, dass Herr Schleiß alles Bargeld, das Zoe nach Hause brachte, schnurstracks in die nächste Gauselmann-Filiale trug, war die Opitz dann auf die Idee mit den Antiquitäten gekommen. Sie kannte Zoes Faible für schöne Einrichtungsgegenstände und wollte ihr etwas bieten, das sie benutzen, aber auch bei Bedarf zu Geld machen konnte. Auch ihre Versuche, Zoe davon zu überzeugen, Herrn Schleiß endlich adieu zu sagen, nahmen zu. Sie hatte ihr für diesen Fall großzügige Unterstützung zugesagt, sogar davon gesprochen, ihr Testament zu Zoes Gunsten zu ändern. Doch aus unerfindlichen Gründen liebte Zoe Herrn Schleiß tatsächlich, und statt sich zu trennen, hatte sie beschlossen, schwanger zu werden. Aber selbst Baby Torben Esra hatte Herrn Schleiß nicht von der Liebe und Treue seiner Frau überzeugen können, und mit dem Kind hatte Zoe arge Probleme bekommen, ihre Verpflichtungen weiter wahrzunehmen. Das wiederum hatte Herrn Schleiß dann eher gut gefallen, zumal ihm insbesondere die Beziehung seiner Frau zu "der alten Schnepfe" Opitz spätestens dann ein besonderer Stachel im Auge war, nachdem sich Zoe zur Herkunft der Antiquitäten hatte erklären müssen. Er hatte ihr zunächst sogar ein lesbisches Verhältnis unterstellen wollen, sich aber später dann damit begnügt, ein "wir haben es nicht nötig, uns etwas schenken zu lassen" herauszubrüllen, um allerdings fünf Minuten später schon den Verkauf der Möbel zu verlangen.

M hatte keine Ahnung, ob diese Rühr-story auch nur das geringste mit der Wahrheit zu tun hatte, aber die Kurz-Memoiren der Zoe Schleiß ließen auch bei ihr den unbedingten Wunsch nach Kamilletee aufkeimen. Oder besser Sekt. Ein solches Dramulett verlangte nach mehr als einem Glas, also orderte sie eine Flasche

und bot auch Zoe etwas an. Zu ihrem Erstaunen nahm diese dankbar an, nicht aber, ohne sich vorher damit zu entschuldigen, dass sie längst abgestillt habe.

Nach dem zweiten Glas blühte die junge Mutter sichtlich auf, und überraschte M mit der etwas zögernd vorgetragenen Frage, ob man sich nicht duzen wolle. "Sie sind so freundlich und können so gut zuhören". Und das sagte dieses arglose Wesen einer Frau, die noch vor weniger als einer Stunde kurz davor gewesen war, ihr Baby zu töten.

Aber in Ms Gefühlskarussell aus Scham, Rührung und Bestürzung kam auch schnell der Argwohn hinzu. War Zoe Schleiß nicht vielleicht doch eine abgefeimte Mörderin? Hatte Karla Opitz ihr Testament tatsächlich geändert, und Zoe einfach keine Neigung mehr gehabt, auf ein natürliches Ableben zu warten? Wollte sie deshalb die kumpelhafte Vertrautheit zu M?

Aber wer sagte denn überhaupt, dass Frau Opitz tot war? Vielleicht saß sie in Wirklichkeit putzmunter auf irgendeiner Schönheitsfarm und gab ihr Geld längst für eine neue Ersatztochter aus.

"Klar doch", sagte M, "ich heiße Mélisande". Jetzt war es raus. "Ach", kicherte Zoe, "auch so ein komischer Name". Einen Wimpernschlag lang befürchtete M, Zoe könnte es tatsächlich gewagt haben, M's zugegebenermaßen ungewöhnlichen Vornamen mit "Schleiß" zu vergleichen. Aber nein. Zoe war eben auch ein etwas ungewöhnlicher Vorname.

"Mein Vater ist etwas merkwürdig. Er liebt moderne Opern, und so heißt unser Kater 'Alban' nach dem Komponisten Alban Berg, meine Schwester 'Lulu' nach dessen gleichnamiger Oper, und mich hat's eben mit Debussys 'Pelleas & Mélisande' erwischt."

Jetzt war es plötzlich leicht, darüber zu sprechen, sich gegenseitig die Schönheit der seltsamen Namen zu versichern (wobei M es selbstverständlich taktvoll vermied, auf Zoes doppeltes Namensdrama einzugehen) und dabei im Nachhinein den Spott der

Schulkameraden zu verdauen und wenigstens für eine halbe Stunde zu vergessen, wie sehr man sich immer gewünscht hatte, unauffällig im Meer der Michis, Manus und Tinas mitschwimmen zu dürfen.

## 7. Kapitel

M hatte die durchaus heitere Stimmung, die sich während des Sekt-Trinkens mit der vielleicht-Mörderin Zoe Schleiß aufgebaut hatte, tatsächlich in den nächsten Vormittag hinüberretten können. Aber wirklich weitergekommen war sie nicht. Es gab zwar genügend Anlass für neue Spekulationen, aber nirgends auch nur den Hauch eines Beweises. Oder wenigstens ein Indiz – ein kleiner Strohhalm hätte M durchaus genügt.

Aus Robins Richtung war wohl kaum Hilfe zu erwarten, und Tom war immer noch nicht wieder zurück. Da kam ihr ausnahmsweise sogar mal Fräulein Zapatek gelegen, die mahnend an längst fällige Abrechnungen erinnerte.

Am Nachmittag wurde Karla Opitz gefunden. Tot. In einer wenig frequentierten Ecke des Sachsenwalds. Dr. Prenzlau, der M die Nachricht übermittelte, teilte gleichzeitig mit, die Arbeit sei damit beendet. Nach ersten Erkenntnissen der Polizei sei es eindeutig Selbstmord aufgrund einer Überdosis Schlaftabletten gewesen.

M informierte Zoe, die sofort zu schluchzen begann und dann etwas Merkwürdiges sagte, nämlich: "Gerade jetzt hatte ich doch gedacht, sie würde auch mal glücklich werden". Wie kam Zoe darauf? Das herauszufinden war so mühsam wie lohnend. "Wieso? Ich meine doch nur, weil sie so verliebt war. Hab' ich dir doch gestern schon erzählt." – "Nein, hast du nicht" – "Doch, bestimmt". M befürchtete schon, die Informationsbeschaffung könnte ähnlich quälend werden, wie zu Beginn ihres gestrigen Treffens, und wäre möglicherweise sofort mit einem auflockernden Fläschchen Sekt im Hochhaus erschienen – möglicherweise, nämlich dann, wenn es

sich nicht ausgerechnet um ein Hochhaus gehandelt hätte. Also nahm sie sich lieber selbst ein Gläschen (ein Pikkolo für gewisse Gelegenheiten befand sich immer in ihrem Schreibtisch) und wartete geduldig, bis Zoe sich beruhigt hatte, und endlich ihre Informationen preis gab.

Allzu konkret waren die zwar nicht, für M aber interessant genug. Frau Opitz war also verliebt gewesen. Eindeutig und ganz offenbar ziemlich heftig. Zunächst sei Zoe nur eine unbekannte Fröhlichkeit der sonst immer schwermütigen Frau aufgefallen. Auf Nachfragen hätte Karla sich bedeckt gehalten, nur davon gesprochen, dass man lernen müsse, das Leben ganz neu zu genießen. Und irgendwann habe Karla ihr das erste Mal gestanden, dass sie sich wohl verliebt habe. Zunächst noch sehr verschämt und ganz offensichtlich der neuen Situation noch nicht gewachsen, später dann immer offener. Aber sie habe nie erzählt, um wen es sich handelte, nicht einmal leise Andeutungen gemacht, und Zoe sei sich eine Zeitlang nicht einmal sicher gewesen, ob Karla sich die ganze Geschichte nicht einfach nur ausgedacht hatte. Doch dann habe Karla ihr eines Tages einen Brief gezeigt, den sie an ihren Freund schicken wollte, und Zoe, mit der Begründung, sie selbst sei in solchen Dingen völlig aus der Übung, gebeten, ihr ehrlich zu sagen, ob der Brief gelungen sei. Zoe sei es sehr peinlich gewesen, etwas so Persönliches lesen zu müssen, aber sie habe sich der Freundin gegenüber verpflichtet gefühlt. Der Brief sei sehr schwülstig gewesen, und Zoe habe Karla dann auch tatsächlich geraten, ihn vielleicht etwas weniger "romantisch" zu gestalten. An wen das Schreiben gerichtet war, wisse sie nicht; in der Anrede habe nur "mein Liebling" oder etwas ähnliches gestanden.

Langsam begann die Sache, interessant zu werden.

...